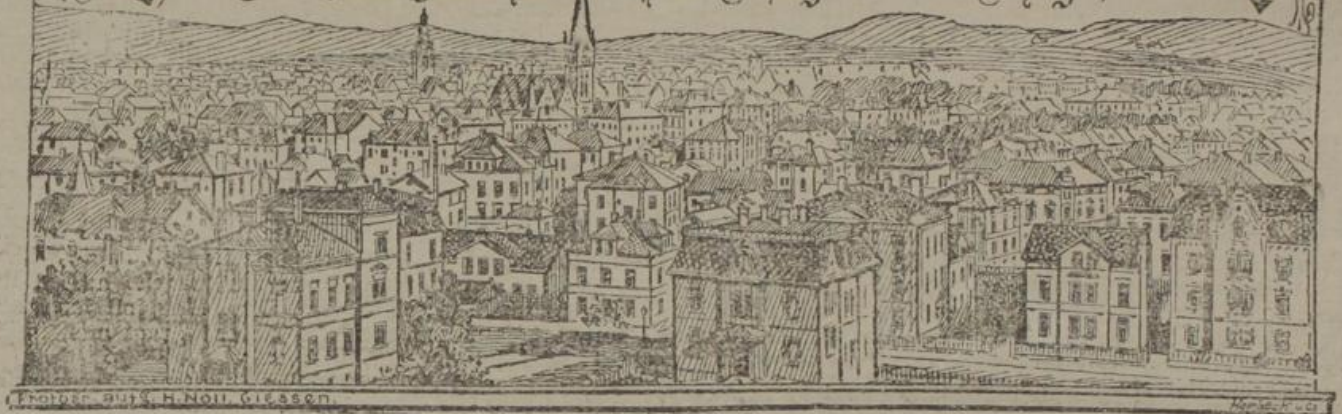


Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Bobeltis.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ein Glück, daß du Belten hast. Sonst wär' es vielleicht noch schlimmer bestellt. Aber auch Belten erkezt dir nicht den Umgang mit Gleichaltrigen und Gleichgestimmten. Das Gräßlichste beherrscht dich, ein ewiges Analysieren; da werden Wichtigkeiten zu großen Fragen und Unbedeutendes wird zu Ereignissen; es kommen Zweifel, die nicht nötig sind. Ich will nicht mit dir über die Penibilität des Ehrempfindens streiten. Mir scheint auch manches richtig von dem, was du über die Skrupellosigkeit des Erwerbs bei den großen Spekulantent Amerikas sagst. Aber erzähle das Volkso; glaubst du, du wirst ihn belehren? Er wird dir Mr. Simpson als leuchtende Ausnahme schildern. Er wird dir auch antworten, daß er Miß Lillian heirate und nicht ihren Vater. Und wenn du psui ruffst über die Millionermitgift, wird er wahrscheinlich lächeln und einfach entgegnen: non olet. Sieber Jost, sein Himmelreich schafft sich jeder selbst. Das ist eine Weisheit von vorgestern, aber sie läßt sich durch sentimentale Erwägungen nicht aus der Welt schaffen. Natürlich, euer Hausgesetz berechtigt dich, gegen die Heirat Widerspruch zu erheben. Was hast du davon? Ich glaube wenig oder gar nichts. Dann wirst du Fürst; das wäre hübsch, wenn auch dein Besitz ein Gekochter wäre. Aber Gotternegg bliebe verschuldet. Du hättest mit tausend Sorgen zu kämpfen, und das darf nicht sein. Das darf nicht sein, denn es wäre schade für dich, wenn dir die Sorgen die Freude an deiner Arbeit nehmen wollten. Und deine Arbeit ist dein Element; du kannst einmal ein Gelehrter von Beltruf werden, das ist möglich; aber zum „regierenden Fürsten“ eignest du dich herzlich wenig...“

Jost hatte seinen linken Arm um das Kreuz des geöffneten Fensters gelegt. Der Wind, der sich aufgemacht hatte, wehte ihm das Haar in die Stirn; seine schlanke, feine Gestalt stand zart umrissen gegen das Himmelsblau. Sein Gesicht war finster, es lag ein Druck auf seinem Haupte. Die Zweifel arbeiteten wieder in ihm, sie erschöpften ihn. Er fühlte keinen festen Grund in seiner Lebensanschauung; widerstreitende Gedanken durchfluteten ihn, bohrten sich fest — und andre kamen und rissen sie mit sich fort. Was sollte er tun? — Vorsichtiger als Otto hatte Belten seine Ansichten geäußert. Das kalte Verständige Ottos fehlte ihm; auch ein Rest von Adelschamut mochte noch in ihm lebendig sein, und lebendiger als alles ein Zug zur Romantik.

Stärker erhob sich der Wind; ein volles Rauschen erklang unter dem Fenster. Da stand Otto auf und sagte: „Jost, ich bin nicht zu dir gekommen, um dir das Herz noch schwerer zu machen. Wir sind auch zu verschiedenen Naturen, als daß wir uns leicht über eine Frage einigen

könnten, die für mich gar kein Fragezeichen hat und dich aus der Unentschiedenheit nicht herausbringt. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß mein Urteil das richtige ist; ich bin vielleicht nur der größere Durchschnittsmensch von uns beiden und stehe der Ideenwelt, die dich belastet und dir das klare Handeln schwer macht, verständnislos gegenüber. Ich will dich auch nicht beraten, Jost; ich kann es gar nicht. Wollte ich dir mit der sogenannten geübten Vernunft kommen, es bliebe schließlich doch nichts übrig als ein Paradiesen mit Schlagworten; denn in Fällen wie diesem wird endgültig das Gefühl Sieger sein. Ich kann nur wiederholen: Du bist mir zu gut für eine Krone, die deine liebe blasse Stirn wund brüden würde. Und nun lassen wir das Thema fallen, nun erzähle mir, Jost: soll's bei der Germanistik bleiben?“

Mit einem tiefen Atemzuge ließ der Prinz das Fensterkreuz los. „Auch darüber wollte ich mit dir sprechen, Otto,“ antwortete er. „Wird es nicht besser mit meiner Gesundheit, so werde ich mich wohl Zeit meines Lebens als „Privatgelehrter“ durchschlagen müssen, statt ernsthaft in einen Beruf einzutreten. Das soll mir auch gleichgültig sein: ich kann ohne Amt und Würden der Menschheit ebensoviele dienen. Ich habe nur den einen großen Wunsch, wenigstens ein paar Semester die Universität besuchen zu dürfen — und da möchte ich mich, wenn es erst so weit ist, am liebsten für Göttingen entscheiden, weil dort ein Lehrstuhl für Bibliothekswissenschaft eingerichtet worden ist. Du siehst mich fragend an, als wolltest du sagen: Wie kommt Jost gerade auf diese allerneueste Wissenschaft? Ich habe ihr aber immer Interesse entgegengebracht, Otto, weil ich immer ein — Bücherwurm war. „Denn es genügt schon meinem Sinn, wenn ich umringt von Büchern bin“, heißt es in Brants „Narrenschiff“. Die Passion hat mir Erkenntnis gebracht; zum Entschlusse aber bin ich gekommen, als ich von der Errichtung des Göttinger Lehrstuhls durch Professor Dziaklo hörte.“

„Und was meint Herr Belten dazu?“ fragte Otto.

Jost zog sich einen Stuhl neben den Ottos und ließ sich nieder. „Belten war selbst einmal Bibliotheksassistent in Bernerode. Er hat mir nur zugeredet. Diese „allerneueste“ Wissenschaft ist auch die umfassendste, Otto. Ich sehe von ihrer praktischen Seite ab, ich habe nur das Theoretische im Auge: Was verlangt sie alles! Kenntnis des Schrift- und Buchwesens, der Drucker Geschichte, Paläographie, Zukunftskunde, des Stempelschnitts, der Reproduktionen, sie erfordert Beherrschung der alten Sprachen, geschichtliches Studium und philologische Gewissenhaftigkeit, sie umspannt ein ungeheures Gebiet, sie ist in der Tat eine universale Wissenschaft. Ich habe ja vorderhand nur einmal in sie hineinschauen, sozusagen von ihr naschen können. Aber was sind das für köstliche Winterabende gewesen, die ich drüben in der Schloßbibliothek mit Belten verleben konnte! Belten war da der Mann mit dem Deutestock, der Erklärer, der Einführer. Er versteht das meisterhaft. Er schlägt eine alte

Bibel auf und beginnt zu erzählen. Da werden gewisse-
maßen die Typen lebendig und die gemalten Initialen
sprechen; es rauscht in dem Pergament und zwischen den
Seiten steigen Bilder auf: Gutenberg an seiner Presse, die
hitstosen Versuche der Prototypographen, die mündlichen
Miniaturmaler bei ihrer Arbeit, die ersten Holzschneider in
ihren armligen Werkstätten . . . o welche Freude war mir
das, ihm zuzuhören! Er schildert nicht, er formt — er
doziert nicht, es ist, als werde das wirkliche Leben, was er
spricht, als lähe man es vor sich, als sekten sich seine
Worte in Plastik und Silberreliefen um. Er ist nicht nur der
Lehrer, sondern auch ein Poet.“

„Das muß er wohl sein,“ sagte Otto nachdenklich. Sein
Auge glitt prüfend über die weichen Blätter Josts, und dann
fuhr er lebhafter fort: „Und ein Stück Poet steckt auch in
dir, lieber Kerl, das hat dein Mentor nachgerufen. Lieber
Phantast, ich glaube, du bist auf dem richtigen Wege. Am
besten in uns vertragen sich die Gegensätze. Wenn du deiner
Seele Schwingen spürst, laß sie nur aufwärts steigen zu
Wolken und Wundern; da wird es ein Ausruhen sein, wenn
du wieder zwischen deinen Schartelen sitzt und kollarionierst
die Seiten und wägt an der Form der Lettern mit näch-
sternem Auge ab, wann deine Futurabel gedruckt sein kann.
Ich bringe dir eine mit; du wolltest unsere Hauschronik
haben, und die hat ein ordnungsliebender Vorfahre mit
irgend einer alten Druckschrift zusammenbinden lassen. Nun
zeige, was du kannst, und sage mir, was ist dies, woher
stammt es, wer druckte es und wann ging es in die Welt
hinaus?“

Er hatte die Chronik ausgepackt und legte sie auf den
Schreibtisch. Da glitt eine helle Freude über Josts Gesicht,
und mit der behaglichen Erwartung eines glücklichen Fin-
ders setzte er sich am Tische zurecht, fühlte tastend mit den
Händen über das gepresste Schweinsleder des Einbands
und schlug den Folianten auf. Er sprach anfänglich gar
nicht; er las die ersten Zeilen, prüfte das Papier zwischen
den Fingern und suchte nach dem Wasserzeichen; dann
sorgte er auf der letzten Seite nach dem Kolophon, der ge-
wöhnlichen Schlußschrift der alten Drucker, aber sie enthielt
hier weder Namen noch Jahreszahl. Und nun schüttelte
Jost den Kopf und wurde eifriger und begann halblaut zu
murmeln: „Das ist närrisch . . . kein Register, keine Seiten-
zahlen, nicht einmal Signaturen . . . ungeheuer viel Abbre-
viaturen . . . und vor allem die merkwürdigen Typen! Grob
geschnitten, absolut ungleich — wie bei den ersten Versuchen.
. . . Vielleicht ein spanischer Biegenruck . . . ich muß ein-
mal den Hain zu Räte ziehen — drüben steht eine Menge
bibliographischer Perla. Kann ich das Buch ein paar Tage
behalten, Otto?“

„Solange du willst, lieber Freund; ich werde es ver-
antworten. Uebrigens hat es mir Spaß gemacht, dich be-
obachten zu können. Ich sage nun nichts weiter. Ich sage nur
bloß noch: Jost, du wirst in deinem Leben nicht viel mehr
als ein Stubenhocker und Bücherwurm; du hast gar keine
Anlage dazu, ein feuriges Ross zu tummeln oder auf höf-
lichem Parkett zu schliddern oder im Herrenhause zu sitzen
oder mit ausgezeichnete Roblesse den Glanz deiner Fürsten-
krone weithin leuchten zu lassen. Nein, Jost; du wirst ein
Gelehrter werden, der Professor Doktor von Gotternegg, und
das halte ich für ein großes Glück, und du wirst um so be-
rühmter werden, weil du ein Prinz bist, was unter den
Gelehrten nicht alle Tage vorkommt. Wir wollen uns ein-
mal wieder sprechen. . . .“

Nun schlug eine Hand gegen die Tür und Annemaries
Stimme rief: „Jost, du wirst gesucht! Kann ich herein? . . .“
Die Prinzessin stand schon im Zimmer, sehr außer Atem und
sichtlich erregt. „O Jost!“ rief sie, „o Herr Reschle! O Otto,
legen Sie auch ein gutes Wort ein! O Jost, es ist ja alles
ganz anders, als wir dachten! Er hat sich mir anvertraut;
denke dir doch, er liebt sie ja! Er liebt sie von ganzem
Herzen, er vergöttert sie, er sagt, er könne ohne sie nicht
leben! Und er läßt nicht, Jost. Er hatte beinahe Tränen in
den Augen. Aber sie möchte so gern Fürstin sein — oder
vielmehr, der Alte — oder vielmehr, der Alte möchte gern,
daß sie Fürstin wird . . . ich bin ganz konfus — ich bitte
dich nur, lieber, lieber guter Jost, sage nicht nein und sperre
dich nicht gegen die Heirat! . . .“

Sie umarmte Jost, gab ihm einen Kuß und dabei schaute
sie den Bruder mit feuchten Augen angstvoll an. Dann
sprang sie auf einmal zu Otto, nahm seine Hand, schüttelte
sie kräftig und sagte: „Sind wir nicht Freunde? Ja, wir

sind Freunde. Sie werden Jost gut zureden. Er liebt sie ja
doch! Was nützt es!“

„Natürlich, Durchlaucht,“ erwiderte der Student, „was
nützt es. Wenn er sie liebt, ist es abgemacht. Also, Jost,
ich rede dir hiermit gut zu; er liebt sie, wiederhole ich dir,
und sage: was nützt es!“

Doch da wurde Annemarie ärgerlich. „Pfui, Herr
Reschle,“ rief sie, „Sie verspotten mich! Sie sollten sich
schämen! Wenn ich sagte: Was nützt es, so meinte ich, was
nützt es, wenn Jost sich gegen die Heirat erklärt. Es gibt
dann bloß eine große Kabale und wahrscheinlich fürchter-
liche Prozesse und der Frieden der Familie wird unsanft
gestört. Und deshalb bleibe ich dabei, Ihnen zum Troste,
und sage abermals: Was nützt es. . . .“

Jost schob Annemarie zur Seite. „Wer läßt mich rufen?“
fragte er.

„Onkel Herrfurth. Herr Belten soll dich holen. Er steht
unten.“

„Soll mich holen?“ wiederholte Jost. „Aber wir hatten
doch abgemacht, daß . . .“ Er wendete sich mit hastiger Ge-
bärde zu Otto zurück und schaute ihn fragend an. „Nun
zieht man mich doch noch hinein, Otto. Was soll ich tun?
Herrgott, laßt mir doch meinen Frieden! Fragt mich nicht
erst! . . . Was soll ich tun, Otto?“

Der zuckte nur mit der rechten Schulter; er erwiderte
nichts. Aber auf dem Korridor draußen hörte man den
schweren Schritt des Kandidaten. Annemarie hing sich an
Josts Hals; Tränen fluteten plötzlich über ihr Gesicht.
„Lieber, lieber Jost,“ bat sie, „sage nicht nein! Es kann
keiner von uns verantworten, wenn er sie lieb hat. Es kann
dir auch einmal ähnlich ergehen — und mir auch. . . .“

Da überschlich Jost ein weiches und zärtliches Gefühl.
„Sei still, Kleine,“ sagte er und küßte sie auf das tropfende
Auge. Er hielt sie einen Augenblick fest und fühlte ihren
weichen und warmen Körper an seiner Brust.

Belten war eingetreten und an der Tür stehen geblieben.
Er schaute etwas erstaunt auf das hübsche Bild. Zärtlich-
keiten waren zwischen den Geschwistern sonst nicht üblich.
„Lieber Prinz,“ sagte er stöckend.

„Ja, Belten. . .“ Jost ließ Annemarie los. „Sie sollen
mich rufen; ich komme. Aber Sie bleiben dabei, Belten. . .
Otto, entschuldige mich; Annemarie mag dir Gesellschaft
leisten. . . .“ Die kleine Prinzessin nickte und warf dem
Bruder noch einen letzten Blick heißer Bitte zu. Jost ging.

Der Herzog und Bolko hatten in der Zwischenzeit kein
Wort weiter über die Frage der Abanklung gesprochen.
Wohl hatte Bolko versucht, in der Abwesenheit Beltens dem
Gespräch eine intimere Wendung zu geben; aber Herrfurth
wehrte ab. „Warten wir auf Jost,“ sagte er; dann fragte er
nach gemeinsamen Berliner Bekannten, nach dem und jenem,
nach dem Verlauf der Manöver, den Pferden Volkos, den
letzten Jagdergebnissen, der Regimentsmeute, nach zwanzig-
gerlei. Bolko hatte schon seit längerer Zeit das Empfinden,
als habe er die Sympathien des Oheims wesentlich ein-
gebüßt, als sei bei dem alten Herrn eine starke Gefühls-
abkühlung eingetreten. Nun hing er aus den staßgrauen
scharfen Augen Herrfurths einen so eisigen Blick auf, daß
er sich unwillkürlich fragte: was ist denn geschehen, daß mich
der Alte wie einen Ausgestoßenen betrachtet? Und dann zog
er die Oberlippe trohig empor und seine Augenbrauen
schoben sich zusammen; er zweifelte nicht daran: der Onkel
war verstimmt und verärgert, weil er vor der Verlobung
nicht zu Räte gezogen und zum Mitwisser gemacht worden
war. Aber gerade das hatte Bolko geflissentlich vermieden.

Es ging ein Zucken durch sein Herz, als er Jost an Beltens
Seite in das Zimmer treten sah. Das war vielleicht der
neue Fürst von Gotternegg: ein blaßes Bärchchen mit
nervös vibrierenden Lippen, schmalshulig und mit zarter
Brust, unfähig zu ritterlichem Sport und zu stattlicher Re-
präsentation, wie die Welt es will. Wie die Welt es will,
wiederholte sich Bolko; denn er war klug genug, zu wissen,
daß des Lebens Neuherlichkeiten im letzten Grunde immer
nur ein Stück Komödie sind; aber man muß sie zu spielen
verstehen. . . . Er nickte Jost freundlich und unbefangenen zu.
Auch das war nur Komödie; jede Faser in ihm bebte, und
immer wieder stieg die bange Frage in ihm auf: mein Gott,
was wird, wenn Jost die Zustimmung verweigert? . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Liebe.

Eine heitere Geschichte von Georg Kufeler.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Jahre bin ich Europa fern gewesen, und diese alte, wackere, aber alte Welt glaubte ich ganz vergessen zu haben und war überzeugt, daß sie mich noch mehr vergessen hätte. Aber kaum habe ich den Zug verlassen und schau mich ein wenig um auf dem Bahnsteige meiner Heimstadt, da stürzt mir irgendwer in die Arme und ruft: „Arlichen Wienede, wo kommst du her?“, und als ich ihn näher ins Auge fasse, da ist es Franz Haase, ehemals Studiosus beider Rechte.

Ja, wo komm' ich her? Ich setz' ihm auseinander, daß ich in den letzten Jahren anderthalbmal um die Welt gekommen bin. — Was, du mit deinen Schulden? — Gerade ich mit meinen Schulden. Ein halbwegs tüchtiger Doktor der Medizin kommt heutzutage so oft um die Welt, wie er will; denn einen Schiffsarzt braucht man allenthalben. Ein solcher Posten hat zwar auch noch den Vorzug, daß Schulden verjähren; denn ein Gerichts-vollzieher kann doch unmöglich hinter modernen Schnell dampfern herlaufen.

Herrbruder Franz war froh, mich einmal wiederzusehen. Geschrieben hatte ich ihm niemals, er noch weniger, und so waren es denn Neuigkeiten, als ich erfuhr, daß er Mitarbeiter eines berühmten Rechtsanwalts geworden sei und alljährlich eine bedeutende Summe daraus gewinne, die Ruh der Gerechtigkeit zu messen. Ich seufzte hörbar. Und überdies wäre er seit ein paar Monaten mit einem reizenden Mädchen verheiratet (und sie sei nicht nur reizend, sie habe viel mehr anzuziehen als Eva im Paradiese). Ich seufzte lauter. Nähernd blickte er mir ins Auge, und weil ein geübter Rechtsbessener in seiner Weise ebenso gut Diagnosen stellen kann als ein Arzt, hatte er gleich weg, was für einen Hungerleider er vor sich habe, und so lud er mich denn zu Mittag ein. Das war mir ganz recht; denn obgleich ich in meiner Heimat war, mußte ich doch nicht recht, wo ich mein Haupt hinlegen sollte. Er winkte also ein Auto heran, und nun sausten wir vom Bahnhof nach einer der reizenden Vorstädte, die sich sanft einbetten in das Grün ihrer Gärten.

„Sag einmal,“ fragte er mich unterwegs, „kenntst du meine Frau vielleicht? Du bist doch ein Piefiger. Kamtest du Tilla Müller?“

„Müller, Müller? Wer kann alle Fräulein Müller behalten, die man mal genannt hat! Aber Tilla Müller? Ne, eine Tilla Müller habe ich nie genannt.“

„Dachte ich mir wohl. Sie hat überhaupt wenig Herren kennen gelernt, bevor ich in ihren Bannkreis trat. Ich bin ihr erste Liebe.“

„Erste Liebe? Unglaublich, — beneidenswert! Darin muß ein ganz eigenartiger Zauber stecken.“

Und nun gingen wir die Treppe zu seiner Villa empor. Villa, so etwas bekomme ich nie im Leben, dazu müßt' ich eine Praxis haben; aber wo ist der erste, der sich einem Doktor anvertraut, der anderthalbmal um die Erde gebummelt ist? Wirklich beneidenswert, dieser Franz Haase! Und damals, als es galt, ins Rollen zu gehen, war er noch kauler als ich.

Wie wohlig ihm nun zumute ist, wie er sich dehnt in seinem Glück! Wie eigenartig es klingt, nun er, nachdem er die Vorklapp für mit dem Drücker geöffnet hat, nach oben hinaufruft: „Tilla, Hebe Tilla!“

„Ja, wart' mir ein wenig!“

„Tilla, ein Gast!“

„Ein Gast? Einen Augenblick! Kenn' ich ihn?“

„Nein, ganz unbekannt.“

„Dann komm' ich sofort.“

Und da sollte eine weiße Gestalt die Treppe hinunter; aber auf dem Absatz in der Mitte, da bleibt sie stehen, die schlante, reizende Frau im braunen Haar, schreit auf, blickt mich an, mit starren Augen blickt sie mich an und scheint zu Tode erschrocken zu sein. Mich aber, mich durchquert es wie der Blitz: Diese Tilla kenne ich allerdings! Donnerwetter, Bathilde Müller! Bathilde und Franz, so nannten wir uns damals, als wir im Park auf verschwiegenen Wegen spazieren gingen und uns küßten. Dat die sich aber herausgemacht!

„Was ist dir, Tilla?“ fragte der Mann besorgt, „kenntst du den Herrn Doktor?“

Da stammelte sie: „Herr Doktor? Das ist ja ein Indianer!“ und dann legte sie wie bittend den Zeigefinger auf die Lippen.

Ich verstehe, mach' eine sehr höfliche Verbeugung und sage: „Ein bißchen Tropenblume. Verzeihen Sie dem Indianer, Frau Rechtsanwältin! Ich freue mich außerordentlich, die Gemahlin eines meiner liebsten Couleurbrüder kennen zu lernen. Er hat mir herwärts viel von seinem Glück erzählt.“

Da weiß sie also, daß sie sicher ist. Wir gehen ins Besuchs-zimmer, und sie entsetzt in der Plauderei alle ihre bezaubernden Eigenschaften. O weh, mein Herz, o ihr alten tollen Erinnerungen! Mein Reid steigt und steigt. Ich muß bald dies alte Carova wieder verlassen; die Sonne, die hier scheint, ist heißer als die Tropenhitze. Es dauert nicht lange, da gehen wir zu Tisch, und als der Herr Gemahl ein paar Schritte zurückbleibt, küßert sie mir zu: „Nichts verraten! Wir dürfen uns nie genannt haben!“

und ich entgegne: „Unbesorgt, niemals! Uebrigens reise ich schon morgen wieder ab.“

Da ist sie denn vollständig ruhig geworden, und beim Essen — übrigens ein vortreffliches Essen, mal etwas anderes, Ländlicheres als diese ewige Schiffslos erster Klasse — beim Essen ist sie in einer Laune, entzückend. Bewundernd sieht mein Freund Haase zu seiner Frau hinüber, aber meine Gifer sucht erliegt den höchsten Punkt. Trotzdem bleibe ich immer vernünftig; ich schelte nur mich selber: „Du Tor, diese Frau hättest du haben können, wenn du in Europa geblieben wärest!“ Ich bleibe vernünftig, aber so ein Weib, das seiner sicher ist, muß durchaus mit dem Feuer spielen, natürlich eins der pridelndsten Gefühle, mit besagtem Feuer spielen zu dürfen! Alte Jugenderinnerungen flücht sie in die Rede ein, macht Aufspielungen, daß ich wie auf Nadeln sitze, und sieht mich dabei hold-unfsuldig aus den lieben Augen an. Das Essen zieht zieht sich in die Länge; immer wieder reizt sie mich zum Trinken — allerdings vortrefflicher Wein! — und ich muß natürlich erzählen. Ich erzähle von meinen Fahrten zu See — „Unglaublich!“ sagt sie ein Mal über das andere und lacht — von meinen Jugend-ausflügen — „Mühschäufeln!“ sagt sie und lacht noch toller.

„O, bitte!“ werse ich gekränkt dazwischen, „warum wollen Sie mir nicht glauben, da ich doch jedem Ihrer Worte glaube?“

„Das dürfen Sie auch, und das tut auch mein Mann“, sagt der Rader und spielt weiter mit obbenennetem Feuer. „Wenn ich ihm sage, er sei meine erste Liebe gewesen, so glaubt er das, und auch Sie werden das nicht bezweifeln.“

„Niemals, aber ich bitte mir auch von Ihnen Glauben aus, wenn ich sage —“

„Daß Sie noch niemals ein Mädchen geküßt haben?“

„Reinewegen, daß ich noch nie ein Mädchen geküßt habe.“

Da vergißt sie sich, schlägt die Hände zusammen und sagt in innigstem Ton: „Nein, mein lieber Herr Doktor Wienede, das glaube ich Ihnen ganz sicher nicht.“

Als sie das herausgeschlagen hat, begibt sich etwas Unerwartetes. Der Hausherr verfährt sich, legt seine Serviette weg, erhebt sich und schaut mit dem durchdringenden Blick eines Rechts-anwalts erst seine Frau an und dann mich, und darauf sagt er: „Liebe Tilla, willst du mir nicht das Rätsel lösen? Ich weiß jetzt bestimmt, daß ich vorher vergaß, dir den Namen meines Freundes zu nennen, und nun nennst du ihn selbst.“

„O Gott!“ ruft da die junge Frau, sieht aus wie ein Geist und ist zu Tode erschrocken. Ich mag mich auch ein wenig verärgert haben, jedenfalls stoß' ich etwas lauter als unhörbar den Hut aus: „Alle Teufel!“ Der Rechtsmensch ist aber ganz in seinem Fahrwasser, tut, als wäre er Untersuchungsrichter oder Staats-anwalt, und sagt mit unerbittlicher Miene, ganz ohne Humor sagt er das: „Gesteh!“

Auffspringt da das Fräulein, wirft den Stuhl rücklings um, und hinaus ist sie aus der Tür. Mein Freund Haase legt seine Stier aber noch in tiefere Falten, und er herricht mich an: „Heraus mit der Sprache! Ich will alles wissen!“

„Alter Freund“, sag ich da, „in dem Ton, da erfährst du nichts von mir. Geh übrigens deiner Frau nach, damit sie keine Dummheiten macht, und dann wollen wir einmal vernünftig miteinander reden.“

„Erst will ich Auskunft haben über das, was ihr miteinander gehabt habt. Du wirst mir alles sagen.“

„Mein Wort werd' ich dir sagen.“

„Dann werd' ich dich dazu zwingen mit der Pistole in der Hand.“

Das hat er natürlich nicht leise gesagt, das mit der Pistole, und kaum ist das heraus, da stürzt Frau Tilla wieder zur Tür herein, — gelauscht hat sie also da draußen — stürzt herein, wirft sich vor ihrem Manne nieder, umflannert seine Hand und winnert: „Nur Gottes willen, Franz, nicht schießen! Er ist unschuldig. Ich hab' dich belogen.“

Da steht der Herr Gemahl in unmaßbarer Größe, hoch und fast wie der Montblanc steht er da und sagt: „Tilla, jede umige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau muß auf Wahrheit gegründet sein, und du kommtest mich belügen!“

„Ja“, küßerte sie ganz gebrochen, „als du mir sagtest, daß ich deine erste Liebe sei, da wollt ich nicht hinter dir zurückstehen und versicherte, ganz so wär's auch bei mir.“

Als ich das höre, was der Herr Gemahl ihr gesagt hat, bin ich aber auf der Höhe. Laut anlachen muß ich, und dann tret' ich an den alten Couleurbruder heran, nehme ihn ganz leicht beim Ohrzippel und wiederhole gemüthlich seine eigenen Worte:

„Jede Ehe muß auf Wahrheit gegründet sein. Jawohl, liebes Fräulein, dann bräuchtest mal sofort deiner Frau. Darf ich dir helfen? Ich glaube, ihr werdet einander nichts vorzuwerfen haben. Ich mache den Vorschlag, wir setzen uns gemüthlich wieder zu Tische, und dann wollen wir von alten Zeiten plaudern.“

Na, das haben wir denn auch getan, und ich bin überzeugt, daß man am Ehemimmel meines Freundes alle Wolken zerstreut sind. Jetzt ist Wahrheit zwischen ihm und ihr. Somit so im allgemeinen: ein bißchen Schwindler sind wir alle.

Vermischtes.

* Eine historische Anekdote. Die Vorwürfe, die sich die Mächte der Entente gegenseitig bereits verschiedentlich wegen der Geld- und Blutopfer, die sie für einander gebracht, gemacht haben, erinnern an eine weltgeschichtliche Anekdote, die wie folgt überliefert wird: Der französische Kriegsminister Louvois machte einst Ludwig XIV. Vorstellungen wegen des hohen Soldes, den er den Schweizern, von denen 30 000 im französischen Heere dienten, zahlte. „Von dem Gelde, Sire,“ sagte er, „könnte man ja eine Straße von Paris nach Basel mit Talem pflastern!“ Der schweizerische Oberst Stuppa, der anwesend war, erwiderte: „Und mit dem Blute, das Schweizer bis jetzt für Frankreich vergossen haben, könnte man einen Kanal von Paris bis Basel füllen!“

* Gänsebraten als Fastenspeise. Viele Verehrer einer gut gebratenen Gans haben in dem vergangenen Kriegswinter auf diesen Genuss leider verzichten müssen, da er bei den hohen Gänsepreisen beinahe nur Kriegslieferanten möglich war. Um so überraschender ist es heute für uns, wenn wir hören, daß es einst eine Zeit gab, in der Gänsebraten als Fastenspeise galt und als solche ausdrücklich vielfach genossen wurde. Es handelte sich dabei freilich nicht um unsere zahme Hausgans, sondern um die sogenannten Seegans oder Ringelgans (Branta bernicla L.), die auch Baim-, Bernikel- oder Bernikelgans genannt wird. Sie ist ein vollkommener Seevogel, wohnt auf den Inseln und an den Küsten der alten und neuen Welt zwischen dem 60. und 80. Grad nördlicher Breite und erscheint im Oktober und November, dann im April und Mai scharenweise an den Küsten der Nord- und Ostsee. Die nördlichen Vögel jagen und fangen eifrig diese Gänse, die im früheren Mittelalter, um die Berechtigung dieses Vogelwildprets als Fastenspeise zu erweise, für das Produkt von Bäumen ausgegeben wurden. Diese seltsame Metamorphosenlehre, die auf orientalische Quellen zurückweist, wird zuerst in den „Maßstunden“ (Oria imperialia) des Gervasius von Tilburg um 1211 angeführt. Dort heißt es im 73. Kapitel: Die Ringel- oder Bernikelgans entsteht nicht aus Eiern, sondern wachse auf den Nesten von Uferbäumen. „In der Grafschaft Kent, in der Nähe der Abtei Faversham, entstehen am Meeresstrande Bäumchen nach Art der Weiden. Aus diesen sprossen Knoten, fast wie Knospen neuer Triebe, die, wenn sie dem Alter ihrer Entstehung gemäß ausgewachsen sind, in Vögel verwandelt werden. Diese hängen die ihnen von der Natur zuertheilten Zeiten hindurch am Schnabel abwärts und fallen nach der Belegung und nachdem sie gleichsam ihre Jugendperiode durchgemacht, mit sanftem Flügelgeschlage ins Meer, ziehen sich auch, von der Ebbe bloßgelegt, bei der menschlichen Berührung zusammen.“ Unter Berufung hierauf wurde die gebratene Bernikelgans jahrhundertlang als Fastenspeise verzehret, auch noch, nachdem der Holländer G. de Vera in seinem Buche über Spitzbergen (1599) die dortigen Nistplätze der Vögel entdeckt und beschrieben hatte. Andere Schriftsteller behaupteten mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit die Entstehung dieser Gänse aus auf der Meeresoberfläche treibenden wurmförmigen Hölzern und wollten den Jugendzustand des Vogels in der Entenmuschel (Lepas anatifera) erkennen. Erst nach wiederholtem kirchlichen Verbot ist diese denkwürdige Gans aus der Liste der während der Fastenzeit erlaubten Speisen verschwunden. Die Literatur über die Frage, ob das Fleisch der Ringelgans als Fastenspeise anzusehen sei oder nicht, erstreckt sich über ein halbes Jahrtausend; sie reicht vom 13. bis ins 18. Jahrhundert.

Büchertisch.

— Die Insel-Bücherei — die wohlbekanntesten schmucken Bändchen im bunten Papptleide, die so kräftlich anzusehen und so handlich zu lesen sind — hat in einem Zeitraum von etwas über drei Jahren einen Absatz von zwei Millionen Bändchen erzielt und ist in unzähligen Exemplaren auch im Felde verbreitet. Die Sammlung umfaßt bisher 187 Bände, die alle Gebiete der Literatur, die besten Erzählungen, Gedichte, Briefe, geschichtliche und philosophische Abhandlungen berücksichtigt.

— „Erträumtes und Erlebtes“. Die bekannte und vielgelesene Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ (bei Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) wurde kürzlich durch einen neuen Band bereichert, den wir empfehlen können: „Erträumtes und Erlebtes“ heißt der Titel dieses kleinen Buches, in dem eine Auswahl von Kriegsnovellen aus der Feder namhafter Novellisten zu einem bunten in den verschiedensten Farben schillernden Strauß vereinigt wurde. Mit Beiträgen sind unter anderen vertreten: Fr. W. von Ostere, Friedrich Pressa, Kurt Kächler, W. C. delle Grazie, Karl Freiherr von Verleypsch.

— Conrad von Döhendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen von Ludwig von Pastor, k. k. Doktor, a. d. Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. Erstes bis fünfzehntes Tausend. Ein Teil des Heimertags wird Jochen der Kriegstürsorge gewidmet. 8°. (XII u. 104 S.) Freiburg und Wien 1916, Herderische Verlagshandlung. Kart. Mk. 1.40.

Stiefener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Küchenzettel.

- Sonntag: Grünkernsuppe, Kalbfleisch, Tomatentunke, Apfelsauce.
- Montag: Kalbfleischbrähe mit Nudeln, Wirsing und Kartoffeln.
- Dienstag: Brotsuppe, Milchreis (Kochflöhe).
- Mittwoch: Magginsuppe, Grießflöhe*) und Radosk.
- Donnerstag: Kartoffelsuppe mit Grünsaug, Selleriegemüse*) mit Nudeln.
- Freitag: Selleriesuppe, Nudelsau, Senfsouffle.
- Samstag: Sago- oder Fischsuppe, Kartoffelsalat.

Kochanweisungen.

Grießflöhe (für 4 Personen): 1 Pfund mittelmilchiger Grieß wird mit ungefähr 1/2 Liter siedender Milch angebrüht, daß der Teig ganz heiß ist. 2 Eier und etwas Salz werden dazu getan. So läßt man den Teig eine kleine Viertelstunde stehen, dann kommen von 5 Weißbrotkrumen die in Schmalz gerösteten Möhbröckchen daran. Mit dem Löffel Klöße abgestochen und in siedendem Salzwasser 1/4 Stunde kochen.

Selleriegemüse mit Klößchen: Sellerie weich gekocht, von der Brühe schöne holländische Tunke bereitet, Sellerie in Scheiben geschnitten hinein, ebenso kleine vorher in Salzwasser abgekochte Fleischklöße dazu getan.

Fischsuppe: Nach Anweisung des Gelatine-Kochbuchs, Seite 13.

Rezepte von Frau Laib.

Gemüsepudding mit Tomatentunke: Man nimmt 1 Pfund Spargel und 1 Pfund Erbisen mit Karotten oder nur Spargel oder nur Erbisen mit Karotten. 1/2 Pfund Fett wird mit 1/2 Pfund Mehl gedämpft und mit so viel Gemüsebrähe glatt gerührt, bis sich die Masse vom Topf löst. Dann schüttet man die Masse in eine Schüssel, fügt 3 Eier, das Weiße zu Schnee geschlagen, Salz, 50 Gramm geriebenen Käse, 1-2 Löffel Kartoffelmehl und das Gemüse hinzu. Alles gut mischen und in einer vorbereiteten Form 1 Stunde im Wasserbad kochen oder backen.

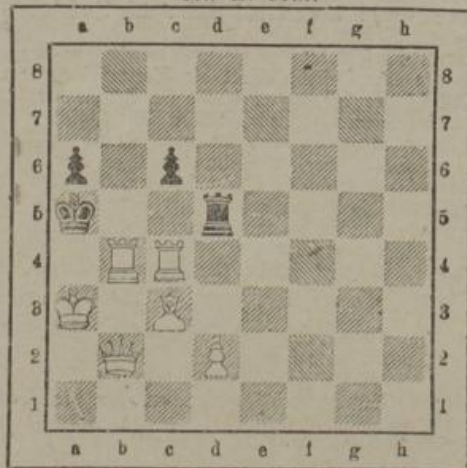
Tomatentunke: Etwas Fett und feingehackte Zwiebel halbgelb rösten, 2 Eßlöffel Tomatenmark, 1 Tasse Wasser oder Fleischbrähe und 2 Eßlöffel geriebenen Käse. Alles gut durchkochen lassen.

Reis mit Kefjel: Kefjel werden geschält, in Scheiben geschnitten und in etwa 1 Liter Sudwasser weichgekocht, dann mit einem Schaumlöffel herausgenommen. Inzwischen bräut man 1/2 Pfund Reis ab, gibt ihn in das Kefjelwasser und kocht ihn weich. Eine Form wird mit Wasser ausgepflüht. In diese Form gibt man Reis und Kefjel lagenweise und stürzt dann die Masse auf eine Platte. Etwa 1/4 Pfund Erdbeers- oder Aprikosenmarmelade verdünnt man mit 2 Tassen Wasser und läßt es aufkochen. Fügt dann unter stetem Rühren 1 Eßlöffel Mandarineröl, mit etwas Wasser angerührt, hinzu und gibt die fertige Tunke über den Reis.

Buttermilch- oder Didsmilchpudding: 1 Liter Butter- oder Didsmilch gut geschlagen, Zucker nach Geschmack, etwas Rum und 12 Blatt aufgelöste Gelatine, wovon einige rot sein können, füllt man in eine mit Wasser ausgepflühte Puddingform und stellt die Masse 6 Stunden zum Erstarren hin. Man reicht Vanille- oder Schokolade dazu. In Friedenszeiten kann man diese Speise auch von faurem Rahm machen.

Schach-Aufgabe.

Von W. Bone.



weiß zieht und setzt in fünf Zügen Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Besiedelrätsels in voriger Nummer:
Der Born ist ein schlechter Matgeber.